

dtv
Reihe Hanser

Klein-K. ist glücklich, aber auf eine etwas langweilige Weise. Als ihm sein Freund Richard Grashüpfer von einem sonderlichen See vorschwärmt, ist Klein-K. nach kurzer Überlegung wild entschlossen: den will er höchstpersönlich sehen. Also macht sich der kleine Kröterich auf die Reise.

Mirjam Pressler, geboren 1940, lebt als freie Autorin und Übersetzerin in der Nähe von München. Für ihre eigenen Bücher wurde sie mehrfach ausgezeichnet. Die Autorin hat aber auch unzählige Bücher aus dem Hebräischen und dem Niederländischen übersetzt. Für ihre Übersetzungen wurde sie 1998 mit dem Sonderpreis des Deutschen Jugendliteraturpreises ausgezeichnet.

Yaakov Shabtai, geboren 1934, wuchs in Tel Aviv auf, lebte zehn Jahre in einem Kibbuz und begann dort zu schreiben. Bis zu seinem Tod 1981 gehörte er zu den bedeutendsten Schriftstellern Israels. Er schrieb das Theaterstück, das diesem Buch zugrunde liegt.

Wolf Erlbruch, geboren 1948, ist Kunstprofessor. 1983 zeichnete er sein erstes Bilderbuch und wurde seither mit zahlreichen Preisen geehrt. In der *Reihe Hanser* hat er die Bilder zu John Saxby ›Eduard Speck‹ ([dty 62007](#)) und ›Neue Abenteuer von Eduard Speck‹ ([dty 62038](#)) gezeichnet.



Mirjam Pressler · Yaakov Shabtai

Die wundersame Reise des kleinen Kröterichs

Mit Illustrationen von Wolf Erlbruch

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe
In neuer Rechtschreibung
Juli 2001

2. Auflage März 2004

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

© 1990 der Urfassung: Zmora-Bitan Publishers, Ramat Gan, Israel
Das Theaterstück von Yaakov Shabtai, das der Erzählung von Mirjam Pressler
zugrunde liegt, erschien in Israel unter dem Titel:
»Hamasah Hamuflah Shel Hakarpad«
zuerst 1965 beim Verlag Sifriat Poalim in Tel Aviv.

© 1998 der Buchfassung:

Carl Hanser Verlag, München · Wien

Umschlagbild: © Wolf Erlbruch

Satz: Satz für Satz, Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: Appl, Wemding

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 3-423-62055-2

1. KAPITEL

Unter der Schwarzdornhecke

Die Sonne brannte heiß vom Himmel. Fast ein bisschen zu heiß, dachte Klein-K. Er mochte es lieber, wenn kleine Wolken am Himmel trieben. Und wenn einem ein leichter Windhauch über die Haut fuhr, kühl und angenehm. Dann hatte man das Gefühl, als würde er auch die Gedanken aufwirbeln, dass sie frei durch den Kopf schwebten, bis sie langsam wieder an ihren Platz trudelten. Ein leichter Windhauch, der die Grashalme bewegte, damit sie einem an den Fußsohlen kitzelten, wenn man gemütlich unter der blühenden Schwarzdornhecke saß, den Rücken an ein Moospolster gelehnt, und über den See hinwegschaute bis zum anderen Ufer, bis zu der Linie, wo das sanfte Grün des Hügels fast unmerklich in das helle Blau des Himmels überging. So wie jetzt.

Trotzdem war Klein-K. zufrieden. Ein warmes Gefühl stieg in ihm auf, füllte ihn ganz und gar aus, drängte im Rhythmus seines Herzschlags von innen gegen seine Haut und machte sie prall und glatt. Ein unhörbares Blubbern rollte aus seinem Mund. Das ist Glück, dachte er. Das muss Glück sein: Unter der Schwarzdornhecke sitzen, über das

Wasser schauen und einen guten Freund neben sich haben. Einen Freund wie Richard Grashüpfer, der vor zwei Tagen mit seiner Gitarre hier am See aufgetaucht war, plötzlich, von irgendwoher, um Klein-K.s Freund zu sein.

»Das ist Glück«, sagte Klein-K. laut. »Wir sind glücklich, weil wir am schönsten See der Welt leben. Nichts lässt sich mit ihm vergleichen.«

Richard hüstelte. »Es tut mir Leid, mein junger Freund, dass ich dir widersprechen muss«, sagte er auf seine bedächtige Art. »Du kannst es nicht wissen, du bist noch zu jung und, entschuldige, wenn ich das sage, zu unerfahren. Erfahrung hat mit fahren zu tun. Mit fahren oder wandern.«

»Was meinst du damit?«, fragte Klein-K. erstaunt.

»Ich meine damit, dass man herumkommen muss in der Welt, damit man die Dinge miteinander vergleichen kann. Dieser See zum Beispiel. Du kennst keinen anderen, deshalb ist er für dich der schönste. Ich hingegen, es tut mir Leid, dir da zu widersprechen, weiß von einem See, der tausendmal schöner ist als dieser.«

»Schöner als dieser?«, fragte Klein-K. »Wie ist das möglich? Siehst du nicht dieses glitzernde Wasser, das Gras am Ufer, die Blumen auf der Wiese, das Schilf, das so schlank nach oben wächst? Siehst du nicht, wie sanft die Wiese nach unten abfällt, wie samtig braun die Erde wird, dort, wo die Wellen ans Ufer schlagen? Und wie anmutig die Bucht sich dort hinten um die Ecke schwingt, dort, hinter der Wohnung des Sandkrebsses, so anmutig wie ...« Klein-K. schwieg, weil ihm kein passender Vergleich einfiel.



«Das ist also Glück», sagte Klein-K.

»Doch«, sagte Richard, »doch, doch, das sehe ich wohl. Aber es gibt einen See, einen See, sage ich dir, der ist so schön wie ...« Auch Richard fiel kein passender Vergleich ein. »So schön, dass du ihn noch nicht mal erträumen kannst. Dass ihn niemand erträumen kann.«

»Hast du ihn schon gesehen?«, fragte Klein-K. neugierig. »Ist er weit weg von hier? Wie heißt er? Und warum bist du von ihm fortgegangen, wenn er so schön ist?«

Richard hob die Hand. »Halt, mein junger Freund, halt. Nicht so viele Fragen auf einmal. Ob ich ihn gesehen habe? Nun ja, nicht mit meinen eigenen Augen, nein, das leider nicht. Aber mir hat es ein vertrauenswürdiger Krebs erzählt, der weiß es von einem Molch, dem es wiederum eine Libelle erzählte, die es von einem Kohlweißling gehört hatte, und wie jeder weiß, sind Kohlweißlinge, im Gegensatz zu Pfauenaugen, absolut vertrauenswürdige, weil sie viel zu dumm zum Lügen sind und ...« Richard atmete einmal tief. »... und Dummheit ist, wie ebenfalls jeder weiß, nur die andere Seite der Wahrheit, so wie Schlaueit, wenn du sie in die Luft wirfst, aufs Gesicht fallen kann und zur Lüge wird. Verstehst du das?«

»Nein«, sagte Klein-K. Er pflückte ein Gänseblümchen und zupfte ihm ein Blütenblatt aus. »Nein, ich fürchte, ich bin auch ein bisschen dumm.«

»Nicht alle können klug sein«, meinte Richard begütigend. »Wenn man nicht rumkommt in der Welt ...« Er griff nach seiner Gitarre. »Wir Grashüpfer tun uns da natürlich leichter, wir sind von der Natur begünstigt. Wir haben

den Vorteil der schnellen Fortbewegung und müssen nicht Schritt für Schritt einen Fuß vor den anderen setzen.« Er zupfte ein paar Töne. »Der See«, deklamierte er halb singend, halb sprechend, »irgendwo, hinter dem Nirgendwo, übertrifft an Schönheit alles andere auf der Welt, fast sogar sich selbst, wenn das möglich wäre. Und weil er so schön ist, leben die Geschöpfe an seinem Ufer im ewigen Glück. Das Wasser ist weder zu warm noch zu kalt, die Luft angenehm lau, das Gras ist weich und grün, oh, so grün, und der Schlamm am Ufer ist weltberühmt. Und wenn die Geschöpfe Hunger haben, steht ein gedeckter Tisch vor ihnen oder das Essen fällt vom Himmel oder wird ihnen vom Wind direkt in den offenen Mund geweht. Ein Essen, das wie Honigwein schmeckt.«

»Honigwein«, wiederholte Klein-K. träumerisch. »Honigwein.«

»Die Geschöpfe sind so glücklich, dass sie den ganzen Tag tanzen«, fuhr Richard fort. »Und sie reden nicht einfach in normalen Sätzen, nein, sie reden in Versen. Oder sie singen ...« Wieder zupfte er ein paar Töne.

»Meine Mutter singt auch den ganzen Tag«, sagte Klein-K. »Tonleitern. Sie möchte unbedingt beim Sommerfest das Solo von der Mondscheinserenade singen. Bis jetzt hat sie allerdings noch niemand darum gebeten, aber sie möchte vorbereitet sein. Am See Irgendwo singen die Tiere doch bestimmt keine Tonleitern.«

Richard schüttelte den Kopf. »Nein, natürlich nicht. Nur Tonleitern, immer hinauf und herunter, das ist ja langweilig.

Und Langeweile gibt es dort nicht. Langweilige Schönheit, das ist ... das ist wie eine Blume ohne Duft oder wie eine Nacht ohne Sterne.«

»Das verstehe ich.« Klein-K. nickte. »Aber du hast gesagt, dass sie den ganzen Tag tanzen und singen. Ist das nicht vielleicht doch ein bisschen langweilig?«

»Hach, das Wichtigste weißt du noch gar nicht«, rief Richard. »Sie erleben Abenteuer und Überraschungen.«

»Abenteuer und Überraschungen?«

»Mindestens drei Abenteuer und sieben Überraschungen jeden Tag. Und am Sonntag das Doppelte.«

»Was für Überraschungen?«, fragte Klein-K. neugierig, denn er liebte nichts mehr als Überraschungen.

Richard hob die Hand. »Eine Überraschung, mein junger Freund, ist nur dann eine Überraschung, wenn man vorher nicht weiß, was es ist. Das müsstest du dir eigentlich denken können, auch wenn du wirklich noch sehr jung und unerfahren bist.«

»Ich kann doch nichts dafür«, sagte Klein-K. unglücklich.

Richard legte ihm die Hand auf den Arm. »Nein, natürlich nicht«, meinte er beruhigend. »Aber wenn du nie etwas von der Welt siehst, wird sich das nicht ändern. Wir Grashüpfer haben es da natürlich besser, wegen unserer Fortbewegungsart. Wir sind von der Natur begünstigt, wir müssen nicht ...«

Klein-K. wusste, wie es weiterging. Schritt für Schritt einen Fuß vor den anderen setzen ... Er schloss die Augen und versuchte sich den Wundersee vorzustellen. Grün, so grün, und blau, oh, so blau ...

Eine laute Stimme riss ihn aus seinen Gedanken und unterbrach Richards Redefluss. »Klein-K.«, rief die Stimme. »Klein-K., heimkommen, das Essen ist fertig.«

»Mein Vater ruft mich«, sagte Klein-K. »Schade, ich hätte dir gerne noch weiter zugehört.«

Richard legte seine Gitarre auf das breite Blatt einer Sumpfwurz. »Geh nur, mein junger Freund, ich werde noch ein wenig meditieren.«

Klein-K. wagte nicht zu fragen, was das Wort bedeutete. Niemand hat es gern, sich seinen Freunden gegenüber als dumm und unwissend darzustellen. Aber auf dem Heimweg sagte er das Wort ständig vor sich hin: meditieren, meditieren, meditieren. Er wollte seinen Vater fragen, was das hieß. Sein Vater wusste mehr als er. Manchmal war Klein-K. sich nicht sicher, ob das nur daran lag, dass er älter war.

2. KAPITEL

Hör auf deinen Vater, mein Sohn

Klein-K. hieß eigentlich Klein-Kröterich. Er hatte nämlich so viele ältere Brüder, dass seinen Eltern für ihren jüngsten Sohn kein Name mehr eingefallen war. Sie waren eben nicht sehr fantasievoll. Dafür aber modern. Und Abkürzungen waren in Mode gekommen, seit die Blindschleiche damit angefangen hatte, ihre Kinder A-Blindschleiche, B-Blindschleiche, C-Blindschleiche und so weiter zu nennen. Weil diese Namen sich wegen ihrer Länge als unpraktisch erwiesen hatten – »A-Blindschleiche, hör sofort auf, immer auf B-Blindschleiche rumzuhacken!« –, war die Blindschleiche bald dazu übergegangen, sie A. B., B. B., C. B. und so weiter zu nennen. Und als sie das Alphabet durchhatte, begann sie mit Klein-A.B., Klein-B.B., Klein-C.B.

»Das Essen steht schon auf dem Tisch«, sagte der Vater mürrisch, als Klein-K. in die Küche trat. »Los, beeil dich! Mama und ich sind heute Abend eingeladen, zur großen Sumpfparty. Da kommen sehr wichtige Leute hin. Vielleicht wird Mama sogar gebeten, die eine oder andere Arie vorzutragen, man kann ja nie wissen. Sie singt sich jedenfalls schon ein, hörst du's?«

Klein-K. hörte es. Er setzte sich an den Tisch, sein Vater

stellte ihm einen Teller hin. »Do-re-mi-fa-sol-la-si-do«, trällerte die Mutter nebenan im Badezimmer.

Klein-K. griff nach dem Löffel. Die Suppe schwappte sanft gegen den Tellerrand, als er den Löffel eintauchte. »Papa«, fragte er, »hast du schon mal was von dem See Irgendwo gehört?«

»Iss endlich, wir haben es eilig«, sagte der Vater. Er stand vor dem spiegelnden Glaseinsatz im Küchenschrank und band sich die Krawatte. Der Knoten gelang ihm einfach nicht, vielleicht wurde er deshalb immer mürrischer. »Ich durfte früher auch nicht reden, wenn ich am Tisch saß«, schnaubte er wütend.

Gehorsam führte Klein-K. einen Löffel Suppe an die Lippen.

»Und hör auf zu schmatzen«, sagte sein Vater. »Ich habe noch nie geschmatzt. Was hast du da gefragt?«

»Ob du den See Irgendwo kennst.«

»Wo soll der denn sein? Blöde Krawatte!«

»Irgendwo hinter dem Nirgendwo.«

»Was für ein Unsinn«, sagte sein Vater. »Einen solchen See gibt es nicht. Unser See ist einzigartig, das heißt, dass es nur einen einzigen seiner Art gibt, das heißt, es gibt nur diesen See und sonst nichts.«

Klein-K. ließ den Löffel sinken. »Und was ist hinter dem See?«, fragte er.

»Was soll schon hinter dem See sein? Ein Weg, eine Wiese.«

»Und hinter dem Weg und der Wiese?«

»Nichts«, sagte der Vater. »Höchstens ...« Er senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Hinter dem See und hinter dem Weg und der Wiese ist ein Loch, ein großes Loch. Und dahinter sind die Störche. Und was das bedeutet, weißt du ja hoffentlich.«

Klein-K. wusste es. Etwas Schlimmeres als Störche gab es nicht. Störche waren das Böse schlechthin. Störche bedeuteten, herausgerissen werden aus dem Leben, weg von der Familie, weg von den Freunden ... Eine schreckliche Vorstellung. Klein-K. legte den Löffel hin.

»Jetzt iss endlich«, sagte sein Vater erzürnt. »Iss, damit du was wirst. Wann willst du endlich auf deinen eigenen Füßen stehen?« Er knotete die Krawatte auf und legte sie erneut um den Kragen, nur um sie gleich darauf wieder abzureißen.

Klein-K. blickte unter den Tisch, auf seine Füße. Die waren ziemlich klein, ziemlich grün und nicht sehr sauber. Gegen die Füße seines Vaters konnte man seine nur mickrig nennen.

»Es wird Zeit, dass du anfängst zu arbeiten und selbst für dich sorgst«, schimpfte der Vater weiter. »Deine Faulheit stinkt zum Himmel, mein Sohn. Als ich so alt war wie du, habe ich meinen Eltern nicht mehr auf der Tasche gelegen, das kannst du mir glauben.«

»Aber Papa ...«

»Still, keine Widerrede. Ich habe es nie gewagt, meinem Vater zu widersprechen. Ja, ja, du bist faul. Eine Schande für die Familie. Treibst dich den ganzen Tag am Wasser herum, schwimmst, legst dich auf die faule Haut, gibst dich mit



Störche waren das Böse schlechthin.

Krebsen, Krabben und anderem krummbeinigen Getier ab und fängt noch nicht mal die kleinste Eintagsfliege ...«

»Aber die Fliegen sind doch meine Freunde«, unterbrach ihn Klein-K.

»Freunde, Freunde!« Der Vater hob den Zeigefinger. »Hör, was ich dir sage, mein Sohn. Fliegen sind keine Freunde, Fliegen sind zum Essen da. Merk dir das! Und jetzt iss endlich deine Suppe auf.«

Die Mutter trat in die Küche. Sie war fertig angezogen und zurechtgemacht. Auf ihrem Kopf thronte ein Hütchen mit einer Eichelhäherfeder und einem kleinen Schleier. »Do-do-do-fa-fa-fa-do-do-do«, sang sie. »Hört ihr, wie rein meine Stimme heute klingt? Wie kraftvoll und wie süß zugleich? Die Zikade wird nie so schön singen. Keine Arie und erst recht keine Mondscheinserenade.« Ganz beiläufig nahm sie dem Vater die Krawatte aus der Hand, legte sie ihm um den Hals und band mit flinken Fingern einen bilderbuchschönen Knoten.

Der Vater blickte sie dankbar und liebevoll an. »Ach, die Zikade«, sagte er abfällig. »Die ist doch so heiser wie ... wie des Storches Großmutter.«

Die Mutter lächelte geschmeichelt und wandte sich an Klein-K. »Warum bist du noch nicht fertig, Quaki, mein Schätzchen? Wir müssen uns beeilen, Papa und ich. Ich habe durchs Badezimmerfenster gesehen, dass Herr und Frau Molch sich schon auf den Weg gemacht haben. Iss ein bisschen schneller, mein Schatz.«

Diese Worte erinnerten den Vater offenbar wieder daran,

dass er eigentlich zornig war, jedenfalls schwoll ihm die Brust und er polterte: »Schau doch nur, er ist sogar zu faul zum Essen. Dein Sohn, du hast ihn verwöhnt, du wirst schon sehen, was aus ihm wird.«

»Ein Sänger natürlich«, sagte die Mutter leichthin. »Schon als Baby hat er ganz entzückend gequakt.« Sie strich Klein-K. über den Kopf. »Aber er macht mir Sorgen. Schau nur, wie dünn er ist. Wie grün. Iss, mein Söhnchen, iss, damit du einen breiten Brustkorb als Resonanzboden bekommst.«

»Aber ich bin satt«, sagte Klein-K.

»Satt, satt«, rief der Vater. »Ich bin nie in meinem Leben satt gewesen.« Er griff nach seinem Jackett, das über der Stuhllehne hing. »Du wirst schon sehen«, sagte er noch einmal drohend. Und Klein-K. überlegte, ob er ihn oder die Mutter damit gemeint hatte.

»Quaki, mein Schätzchen, du musst heute allein ins Bett gehen«, sagte die Mutter und gab ihm einen Kuss. »Vergiss nicht, das Licht auszumachen und die Tür abzuschließen. Es treibt sich immer wieder fremdes Gesindel an unserem See herum. Hast du gehört? Do-do-do-doooo.«

»Stimmt.« Der Vater nickte. »Zum Beispiel dieser Grashüpfer, der von Gott weiß woher gekommen ist. Ich hoffe, du hältst dich von ihm fern, wie ich es dir befohlen habe.« Der Vater schnalzte verächtlich. »Pfff! Lange Haare und eine Gitarre. Kein Vorbild für einen Jungen aus guter Familie. Hör auf deinen Vater, mein Sohn.«

»Ja, tu das«, sagte die Mutter und lächelte fein. »Als er so jung war wie du, hat er immer auf seinen Vater gehört.«

Sie machte die Tür auf und nahm den Vater an der Hand.
»Und jetzt komm endlich, Liebling.«

Durch die offene Tür konnte Klein-K. sehen, dass der Mond auf den Pfad schien, der von der Wiese herüber zum Haus führte. Die große Glockenblume neben dem Eingang bewegte sich leicht hin und her.

Von unten, vom Seeufer, waren leise Gitarrenklänge zu hören.

3. KAPITEL

Sehnsucht, das ist Sehnsucht

Klein-K. war allein. Endlich. Die Suppe war inzwischen kalt geworden, aber er hatte sowieso keinen Hunger mehr. »Lange Haare und eine Gitarre«, sagte er laut und wunderte sich, wie genau er den Tonfall seines Vaters traf. »Kein Vorbild für einen Jungen aus guter Familie.« Diesen Satz musste er ein paar Mal üben, bis er richtig klang. Doch das »Hör auf deinen Vater!« bekam er überhaupt nicht hin. Vielleicht deshalb, weil er gar nicht auf seinen Vater hören wollte.

Klein-K. stand auf. Er ging zur Tür, er machte das Licht aus, er schloss die Tür ab. Aber von außen. Den Schlüssel legte er unter die Fußmatte. Einen Moment blieb er stehen und lauschte. Die Gitarrenklänge waren verstummt. Da und dort hörte man ein Rascheln und in der Luft das Surren von Fledermäusen. Es war eine schöne Nacht, keine langweilige Schönheit, eine mit Sternen. Klein-K. schlenderte den Schlängelpfad entlang, der zum See hinunterführte. Das leise Plätschern des Wassers machte ihn froh und zufrieden, und eigentlich war die Nacht viel zu schön, um darüber nachzudenken, was der Vater gemeint hatte, als er von Auf-eigenen-Füßen-Stehen gesprochen hatte.

Ja, es war eine schöne Nacht. Allerdings keine besonders helle, denn der Mond war nur eine schmale Sichel am nachtblauen Himmel. Unter den Blättern war es so dunkel, dass man kaum seine Hand vor den Augen erkannte. Klein-K. wollte das Lied vom Mondschein über dem See singen, die Liebesserenade seiner Mutter, doch schon nach den ersten Tönen hielt er erschrocken inne. Sogar seine kleine Stimme war zu laut für eine Nacht wie diese. Weiter oben am Hang hörte er ein Zirpen. Das war die Zikade, die Rivalin seiner Mutter, mit ihren Freundinnen. Sie fing immer erst nach Sonnenuntergang an zu üben.

Klein-K. hatte nun die Silberweide erreicht und wandte sich nach rechts. Der Pfad führte hier an hohen Schachtelhalm und Wollgras vorbei. Zwischen ihm und dem Seeufer lag nun nur noch ein schmaler Wiesenstreifen. Klein-K. blieb stehen. Was für zarte, silberne Bänder die schmale Mondsichel auf das Wasser malte, Bänder, die sich sanft bewegten.

»Halt! Stehen bleiben!«

Die Befehle wurden so laut ausgestoßen, dass Klein-K. stehen geblieben wäre, hätte er nicht ohnehin schon still dagestanden. Die Stimme kam von rechts, aus den Schachtelhalm, die hier bis zu einer ganz überraschenden Höhe wuchsen. Die Stimme war hoch und schrill. Sie kam Klein-K. bekannt vor und trotzdem fremd. So wie einem zum Beispiel bei Zwielficht, kurz vor einem Gewitter, die eigene Hand derart fremd erscheinen kann, als würde sie einem andern gehören.